

(Nachdruck verboten.)

22]

Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Mezö.

„Was ist denn los?“ fragte Pelle auf seine frische Art. „Was los ist — das ist los, daß die Göre naseweis ist und nicht essen will, bloß weil sie nicht akkurat dasselbe kriegt wie die andern. Hier soll man sich die Mühe machen und abmessen und abwägen für so'ne Dirn; sonst drückt sie sich und will kein Essen anrühren. Geht das sie was an, was die andern kriegen? Kann sie sich mit denen vergleichen? Sie is' und wird doch nie was andres sein als ein unehe-liches Kind, wie viel man es auch beschönigt!“

„Dafür kann sie doch wohl nichts!“ sagte Pelle wütend. „Nichts dafür können? Kann ich vielleicht was dafür? Ist es meine Schuld, daß sie nicht als Bauerntochter auf die Welt gekommen ist, sondern sich damit begnügen muß, unehe-lich zu sein? Ja, das kannst Du mir glauben, sie wird mir von den Nachbarinnen unter die Nase gerieben, sie hat ja nicht die Augen ihres Vaters! Sagen sie und sehen dabei so Katzenfreundlich aus. Soll ich vielleicht mein ganzes Leben dafür bestraft werden, daß ich ein Bißchen höher hinausgewollt hab' und mich auf Wege locken ließ, die nicht weiterführten? Ach, das kleine Ungetüm!“ sie ballte die Hände nach dem Gang zu, von woher man noch immer das Weinen des Kindes hörte.

„Hier geht man und maracht sich ab, um das Haus anständig zu halten und ordentliche Leute zu sein, und dann rechnet einen doch keiner für voll, bloß weil man einmal zu arglos gewesen ist!“ Sie war ganz außer sich.

„Wenn Du nicht gut gegen die kleine Marie bist, dann sag' ich es dem Oheim Kalle,“ sagte Pelle drohend.

Sie fauchte höhnlich: „Du und sagen, ja, Gott gebe, daß Du das tun wolltest! Dann käm er am Ende und holte sie sich, und dann wollt ich mich freuen!“

Jetzt stampfte Due draußen auf den Fliesen vor der Tür, sie hörten ihn tröstende Worte zu dem Kinde reden. Er kam herein, die Kleine an der Hand, sandte seiner Frau einen warnenden Blick zu, sagte aber nichts. „So, so — nu is' das all vergessen,“ wiederholte er, um dem Schluchzen des Kindes Einhalt zu tun, und trocknete die schmutzigen Tränen mit seinem großen Handballen von ihren Wangen.

Unfreundlich stellte Anna ihm Essen hin, sie redete halb-laut draußen in der Küche. Während er sein Abendbrot, kalten Speck und Schwarzbrot, verzehrte, stand das Kind zwischen seinen Knien und starrte ihn mit großen Augen an. „Reiter!“ sagte sie und lächelte überredend — „Reiter!“ Due legte einen Würfel Speck auf ein Stück Brot.

„Es kam ein Reiter geritten,
Auf seinem weißen Roß, Roß, Roß!“

summte er und ließ das Brot geradeswegs in ihren Mund hineinreiten. „Und was dann?“

„Dann — happs — ritt er in das Tor hinein!“ sagte die Kleine und verichlang Pferd und Reiter. Während sie kante, hielt sie die Augen unverwandt auf ihn gerichtet, mit dem schmerzlichen Ernst, der so traurig zu sehen war. Aber zuweilen geschah es, daß der Reiter gerade bis an ihren Mund hinabritt, sich mit einem Ruck umwarf und in gestrecktem Galopp zwischen Dues weißen Zähnen verschwand. Dann lachte sie einen Augenblick.

„Es hat wirklich keinen Zweck, was in sie hinein-zustopfen,“ sagte Anna, die zu Ehren des Besuches mit Kaffee hereinkam. „Sie kriegt so viel, wie sie essen kann und sie hungert nicht!“

„Sunarig ist sie aber doch!“ brummte Due.

„Ja, denn is' sie krüdsch, unser armseliges Essen ist ihr nicht gut genug. Sie artet ihrem feinen Vater nach, will ich Dir sagen! Und was noch nicht' schlimm is', wird wohl bald schlimm werden, wenn sie erst sieht, daß sie Rückhalt hat.“

Due antwortete ihr nicht. „Du bist nu woll wieder ganz gesund?“ wandte er sich an Pelle.

„Was hast Du heute gemacht?“ fragte Anna und stopfte ihrem Manne die lange Pfeife.

„Ich hab' einen Forstmann von da drüben durch die ganze Heide gefahren, ich hab' anderthalb Kronen Trinkgeld gekriegt.“

„Die gib mir man gleich!“

Due reichte ihr das Geld, und sie legte es in eine alte Kaffeedose. „Du mußt heute Abend den Eimer bei Inspektors ausnehmen,“ sagte sie.

Due reckte sich müde: „Ich bir seit halb vier heute Morgen unterwegs gewesen,“ sagte er.

„Aber ich hab' es seit versprochen, dabei ist also nichts zu machen! Und dann dacht ich, Du würdest das Umgraben diesen Herbst für sie besorgen; nu, wo wir Mondschein haben, kannst Du ja sehen — und sonst des Sonntags. Nehmen wir es nicht, kriegt es ein anderer, und sie sind ja gute Zahler.“

Due antwortete nicht.

„Uebers Jahr oder auch über zwei, denke ich, hast Du selbst Pferde und brauchst nicht das tägliche Brot für andere zusammenzuschrapen,“ sagte sie und legte die Hand auf seine Schulter. „Willst Du nicht' nu lieber gleich hingehen und den Eimer ausnehmen? Dann is' das getan. Ich muß auch noch Brennholz klein gemacht haben, ehe Du zu Bett gehst.“

Due saß da und zwinkerte angestrengt mit den Augen. Jetzt nach dem Essen besiel ihn die Müdigkeit. Er konnte kaum mehr aus den Augen sehen, so schläfrig war er. Marie reichte ihm seine Mühe, und dann kam er endlich auf die Beine. Er und Pelle gingen zusammen hinaus.

Das Haus, in dem Dues wohnten, lag ganz oben in der langen Straße, die ziemlich steil nach der See abfiel. Es war ein altes Nachbett, noch jetzt lief das Wasser bei starken Regengüssen wie ein reizender Bach zwischen den armseligen Häusern dahin.

Unten am Strandpfad begegneten sie einer Gruppe von Männern, die mit Laternen in den Händen auszogen, sie waren mit dicken Stöcken bewaffnet, einer von ihnen trug einen Morgenstern und hatte einen alten ledernen Hut auf dem Kopfe, das war der Nachwächter. Er ging voran, hinter dem Ganzen ging der neue Schutzmann Pihl in seiner glänzenden Uniform, er hielt sich hinter den andern, um seine Uniform zu schonen, und gab acht, daß keiner von der Wachtmannschaft nach hinten zu Reiskaus nahm. Halb betrunken waren sie und ließen sich reichlich Zeit; sobald sie jemand begegneten, blieben sie stehen und erzählten weiltäufig, aus welcher Veranlassung sie ins Feld rückten.

Die Kraft hatte wieder seine Tour. Den ganzen Tag hatte er geschwiert, und der Stadtvogt hatte Order gegeben, ihn im Auge zu behalten. Ja, ganz recht, in seiner Trunkenheit begegnete er Keeder Monjen auf dem Kirchenhügel und fing an, mit Schimpfwörtern und Schlägen über ihn her-zufallen: „Nimmst Du 'ner Witwe Brot aus'n Mund, was? Du erzählst ihr, daß „Drei Schwestern“ Savarie gelitten haben und übernimmst dann ihre Aktien für beinahe nichts? — aus purem Mitleid tust Du das — nicht, Du Lump! Und dem Schiff fehlt nichts nicht weiter, als daß es zu gut gefahren hat' und großen Verdienst geben würd', was? Und darum tust Du der armen Witwe den Gefallen, was?“ Lump nannte er ihn, und bei jeder Frage schlug er auf den Keeder ein, so daß er an die Erde rollte. „Wir sind alle Zeugen, und nu soll er ins Loch. Ein armseliger Steinhauer, soll hier nicht' herumgehen und Gerechtigkeit im Lande spielen! — Komm mit und helf ihm einsaugen, Due — Du bist ja stark!“

„Ich habe nichts mit ihm ausstehen,“ sagte Due.

„Du tust auch am besten, wenn Du die Finger davon läßt,“ sagte einer von den Männern spöttisch. „Du könntest sonst leicht seine Fäuste zu fühlen kriegen.“ Und dann trabte sie weiter mit einem Hohngelächter.

„Sie freuen sich nicht über den Auftrag, den sie gekriegt haben,“ sagte Due lachend. „darum haben sie einen Gehörigen hinter die Binde gegossen, um sich Mut zu machen. Die Kraft ist ein Schwein, aber ich möcht nicht der sein, nach dem er auslangt.“

„Wenn sie ihn doch bloß nicht kriegen!“ sagte Belle eifrig.

„Die Iachte. „Sie werden es schon so abpassen, daß sie da sind, wo er nich' ist. — Aber warum hält er sich nicht an seine Arbeit und läßt diese Narrenstreiche nach! Er kann sich ja einen Rausch antrinken und ihn zu Hause ausschlafen, er is' ja doch man ein armer Teufel und sollt' es den Großen überlassen, sich dumm anzustellen.“

Belle sah nun die Sache anders an. Der arme Mann, ja, der ging still die Straße hinab und nahm den Hut vor aller Welt ab, vor kleinen Meistern und dem Ganzen; grüßte jemand wieder, so war er ganz stolz und erzählte es seiner Frau als Begebenheit, wenn sie zu Bett gingen. „Der Schreiber hat heut wirklich den Hut vor mir abgenommen, ja, das hat er getan!“ Aber Steinhauer Jörgensen sah nach keiner Seite, wenn er nüchtern war, und in seiner Trunkenheit trampelte er mit seinen Füßen über das Ganze hin.

Belle machte sich nichts aus dem elenden Urteil der Stadt. Draußen, woher er kam, gelten die Kräfte alles, und hier war einer, der den starken Erik nehmen und ihn in die Tasche stecken konnte. Er ging heimlich umher und maß verstoßen seine Handgelenke und hob viel zu schwere Gegenstände in die Höhe, er hatte nichts dagegen, zu werden wie die Kraft, der als einzelner Mann die ganze Stadt in Atem hielt, sowohl, wenn er rasste, als wenn er wie tot dalag. Ihm konnte ganz schwindlig werden bei dem Gedanken, daß er der Kamerad von Jens und Morten war, und er begriff nicht, daß sie sich so schwer unter dem Urteil der Stadt beugten, wenn man ihnen doch keine Armenunterstützung unter die Nase reiben konnte, sondern nur das eine, daß der Vater ein Kraftkerl war. Jens froch zusammen, wenn er beständig den Namen des Vaters auf aller Lippen hörte und vermied es, den Leuten in die Augen zu sehen, in Mortens offenem Blick hinterließ er seine Spuren als namenloser Schmerz.

(Fortsetzung folgt.)

Die friesen.*)

Von Prof. Oskar Weise.

Während die (Nieder-)Sachsen den größten Teil der nord-Deutschen Tiefebene von Westfalen bis zum finnischen Meerbusen besetzt haben, ist das Gebiet der Friesen viel kleiner. Denn ursprünglich reichte es von der Rhein- bis zur Wesermündung und dehnte sich später über die Küstenlandschaften der Nordsee bis an die Grenze Zütlands aus; gegenwärtig ist aber der festländische Besitz nur noch auf holländischem Boden (Westfriesland) umfangreicher, während in Deutschland gegenwärtig bloß in einigen Gegenden des oldenburgischen Saterlandes und des nordwestlichen Schleswigs, vor allen Dingen aber auf den Inseln, welche die Nordseeküste umsäumen, in Amrum, Helgoland, Sylt u. a. friesisch gesprochen wird.

Wie sich fast von selbst versteht, waren die Haupterwerbszweige des rührigen Volkes von jeher Schifffahrt und Fischfang, Handel und Viehzucht. Während des Mittelalters waren die Friesen lange Zeit die Vermittler des Waren-austausches zwischen den Ländern des fränkischen Herrscherhauses und dem Norden Europas. Damals hatte die Nordsee den Namen Friesisches Meer, damals gab es friesishe Quartiere in vielen Städten Frankreichs und des westlichen Deutschlands, damals zogen friesishe Kaufleute bis nach Straßburg und Basel. Die Waren aber, die sie ausführten, wurden nicht alle aus nordgermanischen Gebieten geholt, sondern auch zum Teil im Lande selbst hergestellt. Denn man verarbeitete die Wolle der selbstgezüchteten Schafe zu Tuchstoffen aller Art. Wenn wir noch jetzt ein bestimmtes Zeug als Fries, d. h. friesishe Ware bezeichnen, so rührt dies von jener Zeit her. Ebenso erklärt sich daraus die Bedeutung, die das nordwestliche Deutschland bis zur neuesten Zeit im Tuchgewerbe und Tuchhandel gehabt hat.

Der Bau des friesischen Hauses ist dem des sächsischen darin ähnlich, daß Menschen und Vieh, Getreide und Futtermittel unter einem Dache untergebracht sind, aber darin von ihm verschieden, daß die Wohnzimmer von den übrigen

Räumen durch starke Brandmauern abge sondert und das Heulager zum Mittelpunkt des ganzen Gebäudes gemacht ist.

Wie hier, so besteht auch sonst Verwandtschaft mit dem benachbarten sächsischen Stamme, namentlich aber in geistiger Hinsicht. Die Nähe des Meeres und die Gefahren, die darauf jahraus jahrein zu bestehen sind, haben den Mut der Friesen gestählt und sie unfechtig und kühn gemacht gleich den Sachsen, die Abgeschlossenheit ihrer Wohnsitze und die Eintönigkeit des von ihnen bewohnten Gebietes aber haben bei ihnen Fortkargheit und Einsilbigkeit hervorgerufen. Friesische Sprichwörter heißen: „Die Lat ist das Höaste“, „mit Sprechen (allein) ist nichts getan“; es muß eben die Lat folgen Aus dem ungefümmen Mute entspringt der große Freiheitsdrang und Unabhängigkeits-sinn des Volkes, der sich in der Geschichte oft genug bedeutungsvoll gezeitigt hat. Nicht bloß der Halligbewohner fühlt sich als Freiherr auf eigenem Grund und Boden, sondern auch der Gutsbesitzer des Festlandes auf seinem ererbten und angestammten Hofe. Eine ganze Reihe von kleinen Republiken hat während des Mittelalters und zum Teil auch noch der Neuzeit an der Meeresküste bestanden und jahrhundertlang den umwohnenden größeren Mächtern Trotz geboten. Die Stedinger, d. h. Uferbewohner (von Stad, Gestade) an der Hunte vermochten sich so lange gegen die Eingriffe der benachbarten geistlichen und weltlichen Fürsten in ihre herkömmlichen Gerechtigkeiten zu widersetzen, bis sie vom Papst mit dem Bann und Interdikt, vom Kaiser Friedrich II. mit der Reichsacht belegt und mit einem Kreuzzuge („Kreuzzuge“) heimgesucht wurden, in dem sie der vierfachen Uebermacht erlagen. Länger wußten sich die Ditmarschen (d. h. die Bewohner der deutsch-niedersächsischen Marschen im westlichen Holstein) ihre Freiheit zu wahren; denn sie schlugen die gegen sie ausgesandten Heere, indem sie sie in die Sümpfe lockten und durch Öffnung der Schleusen vernichteten, so 1500 bei Gemmingstedt die 30 000 Mann starke Truppenmacht des Königs von Dänemark. Ebenso haben die Bewohner der Landschaften Butjadingen, Nedingen, Hadeln blutige Fehden mit ihren Nachbarn bestanden.

Und wie die Friesen tapfer und mutig im Kampfe waren, so auch konsequent in ihren Sitten. Die Rechtsbräuche alter Zeit haben sie mit großer Zähigkeit festgehalten, zumal auf den Inseln. So gibt es noch an verschiedenen Stellen den alten Flurzwang. Denn die Bewohner sind zu eigenförmig, um altererbte Ländereien gegen andere auszutauschen, und wollen z. B. wegen ihrer Heideschnuden ihre Heidemarken nicht herausgeben. Dergleichen hat die alte Sippeneinrichtung dort ein zähes Leben gehabt. Noch im 16. Jahrhundert waren einige Gemeinden im oldenburgischen Butjadingen an der unteren Weser altfriesische Geschlechterdörfer, und als Privatgesellschaften und Gilden dauerten Sippen in ditmarschen Gemeinden wie Wüsum bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein; ja noch heute hat sich von dem Duzend Vetterschaften der Insel Fehmarn eine erhalten.

Ebenso lange blieben die Friesen ihrer alten Wohnheit der Personenbenennung treu. Wie die Juden bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts noch keine besonderen Familiennamen führten, sondern sich mit einem einzigen Namen begnügten gleich den alten Griechen und den alten Deutschen, so taten es auch die Friesen bis um dieselbe Zeit, wo sie durch staatlichen Zwang veranlaßt wurden, sich einen zweiten Namen zuzulegen. Darüber sagt Hermann Allmers in seinem „Marschenbuche“: „Eigentliche Familiennamen waren bei den Friesen selbst noch bis ins 18. Jahrhundert selten. Der Sohn erhielt zu dem (im Genetiv stehenden Vor- oder Tauf-) Namen des Vaters nur noch einen eigenen Taufnamen, wie es noch jetzt auf vielen friesischen Inseln Brauch ist. Hieß z. B. der Vater Eke Lübs und man taufte seinen Sohn Siade, so hieß dieser Siade Eke, d. h. Sohn des Eke. Man kann leicht ersehen, welche bunte Verwirrung eine solche Sitte zur Folge haben mußte, und wie ganz besonders, wenn es wichtige Erbschaftsangelegenheiten betraf, die unlösbarsten Verwickelungen entstanden, die oft endlose Prozesse herbeiführten. Daher suchte eine Verordnung der hannoverschen Regierung an die Ostfriesen 1826 diesem Unwesen ein Ende zu machen. Aber wenn nun auch alle Friesen nunmehr Familiennamen angenommen haben, so betrachten sie doch diese vielfach, wenigstens die Landbevölkerung, als unnütze Anhängsel, die nur bei Gericht und ähnlichen Gelegenheiten erforderlich sind.“ Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß die Friesen auch ein Sondergut von Namen aufweisen, Bildungen, die wir ausschließlich bei ihnen antreffen, wie Eit, Eht, Polst, Wilt oder Jülf, Wif, Tjard oder Eggena, Tamminga, Bojunga oder Ehard, Nihard, Wihard, Folzard.

Auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft ist wenig zu sagen, und auch bei dem wenigen ist nicht überall sicher, ob es hierher gehört, d. h. ob die Männer, die es geschaffen, wirklich friesischer Herkunft sind. So nimmt man vielleicht mit Recht den Novellisten Theodor Storm für den in Frage stehenden Stamm in Anspruch, was nach seiner ganzen Geistesart und der Lage seiner Heimat sehr wahrscheinlich ist. Sicher hat man den Marschensdichter Hermann Allmers hierher zu zählen, da er aus einem altstedingischen Geschlecht entsprossen ist. Aber groß dürfte die Liste der im Bereiche der Poesie tätigen Männer nicht sein; denn der alte Spruch hat recht, der da sagt: Frisia non cantat, Friesland singt nicht, d. h. hat weder viele große Dichter noch Komponisten aufzuweisen. Wie der ernst gariete Frieser wenig Neigung zum

*) Wir entnehmen diese Ausführungen dem soeben in 4., vermehrter und verbesserter Auflage erschienenen 16. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ (Verlag von W. G. Teubner in Leipzig und Berlin): „Die deutschen Volksstämme und Landschaften von Professor Dr. Oskar Weise Mit 20 Abbildungen und einer Dialektkarte Deutschlands. (Geh. M. 1.—, in Leinwand geb. M. 1.25.)

Gefang hat und daher auch idenige Volkslieder sein eigen nennt, so haben sich auch nicht viele Stammesgenossen berufen gefühlt, den Pegasus zu besteigen oder mit den Musen zu wetteifern. Aus der Zahl der Maler verdienen die Westfriesen Hobbema und Alma Tadema hervorgehoben zu werden.

So trifft denn auch das zu, was Jos. Rufen von den Friesen und ihren Marschen sagt: „Landstriche von so eigentümlicher Beschaffenheit wie diese Marschen, voll Aufforderung zur fortwährenden Wachsamkeit gegen die Angriffe des allmächtigen Elements, nur durch den anhaltenden Fleiß vieler Geschlechter errungen, konnten nicht ohne den tiefeingreifendsten Einfluß auf die moralische Entwicklung und das ganze geistige Gepräge der Bewohner bleiben; sie mußten insbesondere Eigenschaften hervorruhen und fördern, die bei solchen Mühen vorzugsweise vonnöten sind und Erfolg haben. Wir können uns daher nun leichter erklären, daß sich das Volk der Friesen in hohem Grade durch Beharrlichkeit, Mut, Energie, Ernst, Religiosität, Selbstgefühl, Gemeingeist, Vaterlands- und Freiheitsliebe ausgezeichnet hat.“

Die Hygiene-Ausstellung.

IV. Die Berufshygiene.

Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. Wir können das Wort auch so verstehen: wo seine Kräfte ohne treibenden, von außen kommenden Zwang sich frei betätigen, wo geistige und körperliche Energien einander ausgleichend und ergänzend schaffen können und wo vom Geschaffenen die Befriedigung über das Werk zurückstrahlt und sich in die wohlthuende Ruhe nach getaner Arbeit mischt, da ist der Mensch ganz Mensch!

Diesem Idealzustand, da Spiel und Arbeit einander gleich sind, hat die Zivilisation ein Ende gemacht. Die Menschen merken es kaum, was ihnen dadurch an natürlichem Lebenspielraum genommen ist, und natürlich läßt es sich mit der zunehmenden Komplizierung zivilisierter Lebensverhältnisse auch kurzerhand gar nicht denken, wie es anders sein sollte: die Ansprüche sind gestiegen und steigen immer noch, und darin liegt innerhalb der Zivilisation sogar eine Notwendigkeit. In der gegenwärtigen wirtschaftlichen Verfassung der zivilisierten Völker muß also die Möglichkeit, daß Spiel Arbeit und Arbeit Spiel sei, beides aus freiem Gange erzeugt, immer mehr entschwinden. Die Arbeit muß immer mehr zur Fessel des Lebens werden; im kapitalistischen Staat, beim Privateigentum der Produktionsmittel, im Zeitalter der Industrie, in der immer raffinierter werdenden Arbeitsteilung muß der Mensch, der nichts hat als seine geistige oder körperliche Arbeitskraft, von der Arbeit gemachtet werden, weil sie für ihn nicht Spiel sein kann, weil sie bitterer Zwang für ihn ist.

Dieser gegenwärtige Zustand geht natürlich auch die Hygiene an, und es entstand ein ganzes Netz von gewerbe- oder berufshygienischen Problemen, die sich mit den hygienischen Gefahren der Berufsarbeit befassen. Man kann dabei unterscheiden solche Berufsgefahren, die aus der Eigenart der gewerblichen Arbeit und der dabei verwendeten Materialien hervorgehen und jene Berufsgefahren, die nicht an ein bestimmtes Gewerbe gebunden sind, sondern mehr von allgemeinen Zuständen sozialer Natur, Entlohnung, Wohnungsart, Arbeitszeit, Lage des Arbeitsortes usw. abhängen. Eine Unterart ist dann noch die Gefährdung der Nachkommenschaft durch gewerbliche Erkrankungen, wie es zum Beispiel bei der Bleibergiftung so erschreckend zutage tritt.

Man würde nun freilich in der Hygieneausstellung lange suchen müssen, die berufshygienischen Probleme in dem hier geschilderten kausalen Zusammenhang dargestellt zu finden; sie verzetelten sich fast über alle Abteilungen der Ausstellung. Vielleicht erdienen es weniger bedenklich, dieses Kapitel auseinanderzureißen, als den systematischen Zusammenhang der historischen Abteilung oder der für Verkehrshygiene oder Armee, Schiffs- und Kolonialhygiene zu fördern. Man muß also schon in der historischen Abteilung den Anfang mit berufshygienischen Studien machen. Was wir da freilich sehen: eine alte *Bergmannsruhestube* aus den Freiberg Silberbergwerken, die in derselben Zeit in Gebrauch gewesen sein könnte, da in der Dresdener Hofgesellschaft die weichsten und bequemsten Rokomöbel benutzt wurden, läßt uns kaum erkennen, daß diese Bergmannsruhestube mit den Liegebänken aus unbebaunten Baumstämmen wirklich zu den sozialhygienischen Maßnahmen zu rechnen sei; daß man trotzdem Aufstehens davon macht, beweist nur, daß es um jene Zeit mit dem Bergarbeiter an anderen Gruben noch viel trauriger bestellt gewesen sein muß. Auch die Versuche, statt des Quecksilberbelags in den Spiegelbelegereien die Gläser mit Silber zu belegen, die älter als 100 Jahre sind, können nur als notdürftiger Anfang einer Berufshygiene angesehen werden.

Beginnen wir deshalb bei dem Punkt, der uns im vorigen Bericht zuletzt beschäftigte: bei der Hygiene des militärischen Berufs, der eben auch als ein Beruf angesehen werden kann. Die heute noch gebräuchlichen Uniformen mit ihrem Tschingtara von bunten Farben beruhen auf Ueberlieferungen aus dem Orient, namentlich aus der Türkei, und sie sind alles andere denn gesunde Kleidungsstücke. Aber früher, in der Zeit der Wärenmühen,

der Dreimaster, der Perücken, der Frackuniformen, der Schnallenschuhe sind sie das noch weniger gewesen; welche Folgen sie hatten, kann freilich keine Statistik melden. Langsam nur trägt die Reform der Soldatenbekleidung der Hygiene Rechnung: säckische Feldistenuniformen aus grauem Tuch mit Umlegekragen, die auch strategischen Zwecken besser entsprechen, als das bunte Tuch der Uniformen, das mehr auf Paradepracht berechnet ist.

Die Berufskleidung des Arbeiters ist ebenfalls gut oder schlecht, je nachdem ob sie hygienisch ist oder nicht. Die Ausstellung ist hier merkwürdig schwach besetzt; wenn auch die meisten Berufe ihre von Zweckmäßigkeitsgründen bestimmte Arbeits-tracht haben, der Bergmannsberuf, bei dem sie sich bis zur Uniform entwickelt hat, zum Beispiel schon seit alter Zeit, so gibt es doch wiederum Berufe, die einer solchen Spezialkleidung noch bedürfen; es kann nicht richtig sein, wenn die Arbeitskleidung aus abgelegten Kleidungsstücken von bürgerlichem Zuschnitt besteht. Für landwirtschaftliche Arbeiterinnen sind Arbeitskleider „verstellbar“ für verschiedene Witterungen, im Mobell zu sein; wir kommt es vor, als wenn sie trotzdem in der Hitze zu warm und in der Kälte zu dünn wären, und außerdem: soll sie der Gutsherr liefern, wären sie nicht Eigentum der Arbeiterin, so wären sicher sehr viel andere Nachteile mit dieser Kleidung verbunden. Die Anzüge der Taucher werden lediglich vom Zweck bestimmt, und Vorschläge zu besseren Formen scheint die Ausstellung nicht zu geben. Die Anzüge der Marinemannschaften könnten sicher auch in hygienischer Beziehung verbessert werden, es hat aber auch schon eine Zeit gegeben, da die englischen Matrosen — Zylinder trugen! —

Indessen sind solche Fragen der Kleidung weniger einschneidend; von größerer Wichtigkeit sind die hygienischen Schädigungen, die aus der Eigenart der gewerblichen Arbeit und der dabei gebrauchten Werkzeuge und bearbeiteten Rohmaterialien entspringen. Besonders anschaulich, vor allem für die Arbeiter der Berufe selbst, ist eine Sammlung von künstlichen Skeletten in drittel Lebensgröße; die die Stellung des Tischlers beim Hobeln und anderer Arbeiter bei ihren gewerblichen Verrichtungen deutlich machen und so am besten erklären, warum der Tischler eine Hude bekommt, wie das Bänderbein entsteht usw. Wachsabgüsse zeigen die typischen Schwielenarten einzelner Gewerbe und auch sonstige Veränderungen der Handformen und der Haut durch eingelagerte Fremdkörper, Kohlenstaub, Metallteile usw. Sie zeigen ferner, wie die Hand des Chemikers bei bestimmten Arbeiten krankhaft verändert wird, die Ekzeme des Asphalt- und Teerarbeiters, die Teerkrätze der Arbeiter in den Anilinfabriken, zeigen ferner die äußerlich sichtbaren Anzeichen der Bleiarbeiter, den Bleisaum und die furchtbaren Zerförungen der Kieferknochen durch die Phosphornekrose bei Bündholzarbeitern; es bleiben hierbei manchmal nur noch kleine Teile des Knochens übrig, und Photographien solcher Arbeiter und Arbeiterinnen wirken grauenerregend. In vorzüglicher Reichhaltigkeit sind auch die Staublungen als natürliche Präparationen zu sehen: die schwarze Lunge des Kohlenarbeiters, die graue des Steinarbeiters, die rostrote des Stahlschleifers usw. Hierher gehören auch die Staublungen der Steinmehlen und Porzellanarbeiter, die meistens der Lungentuberkulose anheimfallen; auch die Sterblichkeit ist in diesen Berufen infolge der durch die Arbeit erzeugten Schwindsucht am größten; die Tabakarbeiter folgen in der Statistik und dann die Arbeiter der Bleifarben-, Holz- und Papierindustrie. Die Notwendigkeit, den gewerblichen Staub abzufangen, unschädlich zu machen, ist deshalb schon früh erkannt worden und zu den ältesten Arbeiterschutzmaßnahmen gehören die Vorrichtungen in Farbenfabriken und Farberreibereien, Baumwoll- und Wollkrempeleien usw., den Staub von der Arbeitsstätte wegzuziehen und zu isolieren.

Damit verwandt sind die Vorkehrungen gegen die giftigen Dünste und Gase in der chemischen Industrie, die allerdings zuerst nur in primitiven Schutzmasken bestanden; der moderne Arbeiterschutz hat hier zweckentsprechendere Schutzmasken und spezielle Bekleidungen geschaffen, die allerdings nur in Photographien aus einzelnen Großindustrien zu studieren sind; es gehören hierzu auch die Schutzanzüge der Feuerarbeiter und Gießer und auch die der Elektriker.

Es gehört nicht hierher, zu erörtern, ob nicht in der Ausschaltung solcher Materialien, die giftig wirken, der wirksamste Arbeiterschutz liege. Das Bleiweiß könnte sehr wohl ausgeschaltet werden, denn für seine Verwendung besteht keine Notwendigkeit mehr und es würden dadurch die Bleierkrankungen bei den Bleiweißarbeitern und den Bleiweißverarbeitern aufhören. Trotzdem aber ist das Blei für viele andere Zwecke noch unentbehrlich, und das scheint auch von vielen anderen Materialien zu gelten. Eine vorzüglich zusammengestellte Sammlung zeigt diese gewerblichen Gifte, die Metalle und die Leichtmetalle in ihren verschiedenen Formen, und es ist fast nur das Gold, das keinerlei Vergiftung hervorzubringen imstande ist. Die Behandlung der Hafenhaare für die Filzhutfabrikation durch Quecksilber, die ebenfalls Vergiftungserscheinungen bei den Filzarbeitern, bei den Hutmachern und bei den Trägern solcher Hüte hervorrufen kann, gibt ein Beispiel, wie weit solche Gifte verderblich wirken können. Bei den Kohlenstauffverbindungen hat sich die Ausstellungsleitung einstandsnermaßen eine Reserve auferlegt, weil hier die Unentbehrlichkeit der giftigen Kohlenwasserstoffe — einweilen oder für immer, sei dahingestellt — erwiesen ist; sie werden zur Herstellung von Arzneimitteln, Farbstoffen „und anderen notwendigen Kulturprodukten“ gebraucht.

Der Arbeiterschuh, der von der Berufshygiene ausgeht, steht mit der wissenschaftlichen Bearbeitung ein. Es werden Methoden zur Ermittlung der gewerblichen Gifte dargestellt, die freilich nur dem wissenschaftlichen Spezialisten interessant sein mögen, und es werden auch diese gewerblichen Gesundheitschädigungen selbst Objekt fachwissenschaftlicher Untersuchung. Darauf baut sich der prophylaktische Arbeiterschuh auf, davon geht die Sicherung an Maschinen aus. Diese Sicherungsvorrichtungen an gefährlichen Maschinen sind nun freilich in Dresden nicht ausführlich dargestellt; wer sie studieren will, kann das besser in Spezialmuseen, wie in der Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt in Charlottenburg oder im königlich bayerischen Arbeitermuseum in München tun. Es ist nur gezeigt, wie das harte Brustbrett an den alten Posamentierstühlen durch eine federnde Stütze ersetzt werden kann, wie die Strumpfformen, die sonst die Strumpfformerinnen gegen den Leib pressen, ebenso einfach wie praktisch am Arbeitstisch angebracht werden können, wie eine Einfädelvorrichtung für Webstühlen das Durchsaugen des Fadens mit dem Munde übersflüssig macht und einiges dieser Art noch. Die Bergmannsarbeit unter Tage ist auf diese Art illustriert, und man kann auch noch in der Abteilung für Industrie eine vorzügliche Ausstellung von Sicherheitslampen für die Bergleute studieren. Vom Hamburger Elbtunnelbau ist eine Darstellung der Galdaneschen Ausschleusung da, durch die Prekluftkrankungen verhindert werden sollen, aber nicht ganz verhindert werden können. Ferner ist Anschauungsmaterial über die Lüftung, Kühlung und Beleuchtung der Luft in Arbeitsräumen, über die Wasserdampfentwässerung (in Schlachthäusern usw.) ausgestellt. Ein Koj zeigt staubichere Schrittschneepulte, Entstaubungsvorrichtungen dafür, und in Gläsern ist der Staub zu sehen, der sich in den Sechskläppen zwischen dem Schrittgut ansammelt.

So dürfen natürlich auch die entfernter liegenden Schutzmaßnahmen nicht fehlen. Zunächst sind sie aus Papier und heißen Vorschriften, die man Wohlfahrtsvereinigungen nennt und die die Schädlichkeit der Arbeit vermindern sollen. Wasch- und Bade-räume, Massagegelegenheiten, Erholungsübungen, Reinigungsvorrichtungen für gewerbliche Abwässer, Trinkwasserbeschaffung, Milchtrinkhallen usw. sind hier zuerst zu nennen. Wir stoßen dann wieder auf Krankenanstalten, Erholungsstätten, Lungenheilstätten, Ernährungsfragen, rechnen auch die sanitären Einrichtungen der Schiffe und der Eisenbahnen für das Personal dazu. Ferner das Samariterwesen mit seinen unzählbaren Einzelheiten und schließlich die Krüppelfürsorge, die sich allerdings auch auf die geborenen Krüppel erstreckt und für die der Deutschen Vereinigung für Krüppelfürsorge ein eigener Pavillon eingeräumt ist.

Der in diesem Bericht behandelte Stoff ist also über die ganze Ausstellung verstreut und selbstverständlich mit einer unüberschaubaren Fülle von Statistiken ausgestattet. In der statistischen Force steht aber der Pavillon der deutschen Arbeiterversicherung obenan. Es ist ganz ausgeschlossen, auch nur noch andeutungsweise auf die Menge von Zahlen und Diagrammen einzugehen. So vortrefflich das auch aussieht, es macht doch nicht die niederdrückende Erkenntnis unwahr, die in der in der populären Halle untergebrachten Abteilung für Körperpflege kommt, daß nämlich ein recht großer Teil des deutschen Volkes eine sehr geringe physische Tauglichkeit und eine sehr schlechte Körperentwicklung aufweist. Unterernährung, Alkohol und trotz alledem noch mangelhafte Berufshygiene mögen die greifbarsten Ursachen dieser traurigen Erscheinung sein.

Hugo Hillig.

Kleines feuilleton.

Biologisches.

Aus dem Zauberkabinett der Biologie. Das Wundersamste, was die biologischen Forschungen während der letzten Jahre zutage gefördert haben, ist ohne Zweifel die Möglichkeit einer künstlichen Befruchtung von Tieren. Zuerst begann mit den darauf zielenden Versuchen der amerikanische Zoologe Loeb, und sie wurden dann von Professor DeLage und anderen aufgenommen und fortgesetzt. Es handelt sich dabei um nichts Geringeres als um die Entwicklung eines Lebewesens unter Ausschluß des natürlichen Zeugungsaktes. Man nimmt Eier von einem Seeigel oder auch von anderen niederen Tieren, die sonst eine Befruchtung von Seiten des Männchens verlangen, und es gelingt, sie durch chemische oder auch rein mechanische Mittel zur Entwicklung zu bringen unter völliger Ausschließung des männlichen Geschlechts. Dies ganz erstaunliche Ergebnis ist freilich erst auf Umwegen erreicht worden. Zunächst stellte Professor Loeb fest, daß Eier eines Seeigels durch den Samen von Seefernen, gegen den sie unter normalen Verhältnissen ganz unempfindlich bleiben, befruchtet werden konnten, wenn das umgebende Meerwasser schwach alkalisch gemacht wurde. Auf diese Weise konnten noch andere fremdartige, sonst unmögliche Kreuzungen erzielt werden. Besonders merkwürdig war bei diesen Versuchen die Beobachtung, daß die regelrechte Befruchtung der Eier durch die gleiche Art des

Seeigels in dem alkalischen Wasser nicht mehr erfolgte. Die weiteren Forschungen knüpften nun an diese Ergebnisse und an eine ältere Erfahrung an. Vor mehr als fünfundsiebzig Jahren nämlich hatte der Russe Lichomiroff nachgewiesen, daß die Eier von Seidenraupen durch einen einfachen mechanischen Reiz, zum Beispiel durch Bürsten oder auch durch chemische Behandlung mit einer Lösung von Schwefelsäure, zur sogenannten jungfräulichen Entwicklung gebracht werden können. Diese Forschungen blieben damals fast unbeachtet, weil diese Art der Zeugung bei Insekten auch unter natürlichen Umständen vielfach vorkommt, indem also das vom Weibchen gelegte Ei einer Befruchtung durch das männliche Geschlecht nicht mehr bedarf. Professor Loeb berichtete daher etwas fast Neues, als er der Welt verkündete, daß die Eier von Seeigeln in Seewasser, das einen kleinen Zusatz von Ameisensäure erhalten hat, von selbst sich zu entwickeln beginnen. Diese Entwicklung schreitet auch bis zur Bildung frei schwimmender Larven fort, wenn die Eier dann in gewöhnliches Seewasser gesetzt werden. Leider hat man noch keine Mittel gefunden, diese Tiere in ihren jüngsten Formen künstlich zu ernähren, so daß es bisher noch nicht erreicht ist, diese Seeigelsbabies bis zu erwachsenem Alter aufzuziehen.

Ganz ähnliche Erfolge haben andere Naturforscher mit Mollusken und im Meere lebenden Würmern und sogar mit Neunaugen erzielt, die doch schon zu den Wirbeltieren gehören, wenn auch zu ihrer allerniedrigsten Gruppe. In neuester Zeit aber sind diese Versuche in der Rangordnung der Tiere noch immer höher getrieben, und namentlich der Franzose Bataillon, dem schon die Experimente mit den Neunaugen zu verdanken waren, hat sich dann an Frösche herangewagt. Er entnahm dem weiblichen Frosch unter besonderen Vorsichtsmaßnahmen und unter Anstellung gleichzeitiger Kontrollversuche eine Anzahl Eier, legte sie auf einen kleinen Tisch und prickelte sie sehr vorsichtig mit einer sehr feinen Nadel aus Platin oder einem scharfen Glassplitter. Wie ein Mitarbeiter der „Nature“ sich ausdrückt, wirkte die kleine Nadel in der Hand des Naturforschers wie der Stab des Aaron vor dem ägyptischen Pharaon. Wie durch Zauberei begannen sich diese Eier nach etwa vier Stunden zu entwickeln. Allerdings geschah dies nicht in besonders lebenskräftiger Weise, sondern nur etwa der fünfte Teil hielt sich dabei in einem normalen Verlauf. Auf jeder Stufe der Entwicklung war die Sterblichkeit größer als bei Eiern, die auf gewöhnliche Art eine Befruchtung erfahren hatten. Dennoch gelang es, von 1000 Eiern 120 bis zur Stufe der Kaulquappe in die Höhe zu bringen, von denen wieder noch drei durch weitere Stufen der Umwandlung zum Frosch hindurch gingen. Dies Endziel erreichte freilich kein einziges dieser Kunstgeschöpfe, sondern sie starben durch unglücklichen Zufall oder vielleicht aus Mangel geeigneter Ernährung, nachdem sie ihre Weine entwickelt und den Schwanz verloren hatten.

Man möchte an der Wahrheit dieser wundersamen Berichte zweifeln, wenn nicht die Zahl und der Rang der an diesen Forschungen beteiligten Naturforscher jedes Bedenken zerstreuen müßte. Es entsteht nun die Frage, wie sich die Vererbung väterlicher Eigenschaften auf die Nachkommenschaft stellen mag, wenn die männliche Befruchtung überflüssig gemacht wird. Das zu erforschen ist freilich eine spätere Sorge. Von größerem Interesse ist vorläufig die Frage, wie weit es der Forschung gelingen wird, bis zu noch höheren Tieren in ihren Erfolgen künstlicher Befruchtung aufzusteigen.

Aus dem Pflanzenleben.

Mit dem Einfluß des Straßenstaubes auf das Pflanzenleben beschäftigt sich der Aufsatz von F. Fischer in der „Gartenflora“ (Heft 12). Dieses Problem ist in der letzten Zeit insofern aktuell geworden, als es sich herausstellte, daß die gegenwärtig weit verbreitete Teerung der Straßen von einer recht ungünstigen Wirkung auf die öffentlichen Pflanzungen ist. Die Kunde davon kam zuerst aus Paris, wo manche besonders empfindlichen Pflanzen im berühmten Bois du Boulogne infolge der Teerung der Hauptallee ihre sämtlichen Blätter verloren. Diese Wirkung stammt von Ammoniakdämpfen, die dem Straßenstaub bei der Oberflächen-teerung entweichen. Besonders empfindlich gegen die ägenden Bestandteile des Teerstraßenstaubes erweisen sich Pierpflanzen und Stauden, Kastanien, Alnen und Koniferen.

Aber nicht nur der Teerstaub allein ist ein Feind der Pflanzenlebens. Auch der gewöhnliche Straßenstaub, der sich auf die Blätter legt und sie von Licht und Luft abschließt, hindert die wichtigste Funktion der Pflanze: die Assimilation des Kohlenstoffs, d. h. die Aufnahme der Nahrung. Deshalb sind für die Baumpflanzungen an Stadt- und Gemeindestraßen stets nur solche Baumarten zu wählen, deren glatte Blätter den Staub nicht festhalten und sich leicht durch den Regen reinigen lassen. In dieser Beziehung stehen Linde und Kastanienbaum recht ungünstig, während z. B. der Kirschbaum durch die glatte Blätter seiner Blätter für diesen Zweck besonders geeignet ist. Auf alle Fälle aber ist auf das Vorhandensein von genügend großen Baumweiden (Erdbflächen rings um den Stamm) zu achten, denn mit deren Hilfe wird sowohl die Gefahr für die Bäume bei geteerten Wegen als auch bei mit Kies besetzten Bürgersteigen wesentlich vermindert.